

SUSAN ELIZABETH PHILLIPS  
Wer will schon einen Traummann?

### *Buch*

Von ihrem Leben im goldenen Käfig hat Cornelia Litchfield Case die Nase gründlich voll. Als Kind eines mächtigen Politikers und später als beliebte Gattin des Präsidenten stand sie ununterbrochen im Licht der Öffentlichkeit. Nun, nach dem Tod ihres Mannes, weigert sie sich schlichtweg, als junge Witwe weitere medienwirksame Repräsentationspflichten zu übernehmen. Trickreich gelingt ihr die Flucht aus dem Weißen Haus in die Anonymität.

Mat Jorik, dessen Anblick schon so mancher Frau weiche Knie beschert hat, kann nicht anders: Sein ritterliches Herz schmilzt, wenn er eine Frau in Not sieht. Obwohl er als Witwer mit zwei kleinen Töchtern genügend Probleme hat, nimmt er die traurig wirkende Cornelia nach einer Autopanne als Anhalterin mit – wenn sie als Gegenleistung seine beiden Töchter auf der Fahrt zur Großmutter beaufsichtigt. Cornelia akzeptiert – und verliebt sich spontan in die beiden pfiffigen Mädchen. Dann erst nimmt sie den Vater genauer unter die Lupe ...

### *Autorin*

Susan Elizabeth Phillips' Romane erobern jedes Mal auf Anhieb die Bestsellerlisten in den USA. Die Autorin lebt mit Mann und zwei Söhnen in der Nähe von Chicago.

*Von Susan Elizabeth Phillips im Blanvalet Taschenbuch:*

Bleib nicht zum Frühstück (35029)

Küss mich, Engel (35066)

Träum weiter, Liebling (35105)

Kopfüber in die Kissen (35298)

SUSAN  
ELIZABETH  
PHILLIPS

---

Wer will schon  
einen  
Traummann

Roman

Deutsch von Gertrud Wittich

**BLANVALET**

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»First Lady« bei Avon Books, Inc., New York.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.  
Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann.

Deutsche Erstveröffentlichung März 2001  
© der Originalausgabe 2000 by Susan Elizabeth Phillips  
© der deutschsprachigen Ausgabe 2001 by  
Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der  
Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagfoto: Premium/Bouvier  
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin  
Druck: Elsnerdruck, Berlin  
Verlagsnummer: 35394  
Lektorat: SK  
Herstellung: Heidrun Nawrot  
Made in Germany  
ISBN 3-442-35394-7  
[www.blanvalet-verlag.de](http://www.blanvalet-verlag.de)

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

Man muss das anpacken, was man für unmöglich hält.

*Eleanor Roosevelt*



## 1

Cornelia Litchfield Case kitzelte es an der Nase. Im Übrigen eine sehr elegante Nase. Perfekte Form, diskret, damenhaft. Ihre Stirn war aristokratisch, ihre Wangenknochen anmutig geschwungen, aber nicht zu hervortretend, denn das hätte man für ordinär gehalten. Was Cornelia absolut fern lag. Tatsächlich stammten ihre Vorfahren in direkter Linie von den Pilgervätern der Mayflower ab, was bedeutete, dass ihr Stammbaum den von Jacqueline Kennedy, einer ihrer berühmtesten Amtsvorgängerinnen, an Vornehmheit noch übertraf.

Ihr langes blondes Haar, das sie schon vor Jahren hätte abschneiden lassen, wäre ihr Vater nicht dagegen gewesen, war zu einem tiefen Nackenknoten geschlungen. Später hatte dann ihr Mann sie auf seine unnachahmlich sanfte Weise – er ging immer nur sanft mit ihr um – gebeten, sie möge es doch beim Alten belassen. Und hier war sie also, eine amerikanische Aristokratin mit einer Haartracht, die sie hasste, und einer Nase, die sie nicht kratzen durfte, weil Millionen von Menschen auf der ganzen Welt sie auf dem Fernsehschirm beobachteten.

Seinen toten Gatten begraben zu müssen konnte einem wahrhaftig den ganzen Tag verderben.

Sie erschauerte, versuchte jedoch tapfer, die aufsteigende Hysterie hinunterzuschlucken – doch ihre Beherrschung hing nur mehr an einem seidenen Faden. Lady Case zwang sich, ihre Aufmerksamkeit auf den wunderschönen Oktobertag zu richten und darauf, wie herrlich die Sonne auf den gleichförmigen Grabsteinen des Arlington National Cemetery funkel-

te; aber der Himmel hing zu tief, die Sonne war viel zu nahe. Selbst die Erde schien näher zu kommen und sie erdrücken zu wollen.

Die beiden rechts und links von ihr stehenden Männer rückten dichter an sie heran. Der neue Präsident der Vereinigten Staaten ergriff sie beim Arm. Ihr Vater nahm ihren Ellbogen. Direkt hinter ihr stand Terry Ackerman, der engste Freund und Berater ihres Mannes, und sein Kummer schien sie wie eine große, finstere Welle zu überrollen. Diese Herrengruppe erdrückte sie, nahm ihr die Luft zum Atmen.

Cornelia hielt den Schrei, der sich aus ihrer Kehle lösen wollte, zurück, indem sie die Zehen in ihren schwarzen Lederpumps krümmte, sich in die Innenseite ihrer Unterlippe biss und an den Song »Goodbye Yellow Brick Road« dachte. Dieser Elton-John-Song erinnerte sie daran, dass er noch ein anderes Lied geschrieben hatte, eins für eine tote Prinzessin. Ob er nun auch ein Lied für den ermordeten Präsidenten schreiben würde?

*Nein! Nicht daran denken!* An ihre Haare konnte sie denken, an ihre juckende Nase. Daran, dass sie kaum mehr einen Bissen herunterbrachte, seit ihr ihre Sekretärin die Nachricht überbracht hatte, dass Dennis drei Blocks vom Weißen Haus entfernt von einem fanatischen Waffenbesitzer, der glaubte, sein Recht auf das Tragen von Waffen beinhalte auch das Recht, den Präsidenten als Zielscheibe zu benutzen, niedergestreckt worden war. Den Mörder hatte noch am Tatort ein Polizeibeamter erschossen; aber das änderte nichts an der Tatsache, dass der Mann, den sie einmal geliebt hatte, nun in einem schimmernden schwarzen Sarg vor ihr lag.

Da sie die kleine Emaillebrosche in Form der amerikanischen Flagge, die sie sich auf das Revers ihres schwarzen Kostüms geheftet hatte, berühren wollte, entzog sie ihrem Vater den Arm. Es war der Anhänger, den Dennis so oft getragen hatte. Sie würde ihn Terry schenken. Am liebsten würde sie

sich jetzt gleich zu ihm umdrehen und sie ihm geben, um seinen Kummer vielleicht ein wenig zu lindern.

Sie brauchte Hoffnung – etwas Positives, an das sie sich klammern konnte –, aber das war nicht leicht zu finden, nicht einmal für eine so überzeugte Optimistin wie sie. Doch dann kam ihr der rettende Gedanke ...

Wenigstens war sie nicht mehr die First Lady der Vereinigten Staaten von Amerika.

Vierundzwanzig Stunden später wurde ihr jedoch selbst dieser Trost von Lester Vandervort, dem neuen US-Präsidenten, wieder genommen. Er stand im *Oval Office* und blickte sie über Dennis Case's alten Schreibtisch hinweg an. Die Schachtel mit den Mini-Milky-Ways, die ihr Mann immer in Teddy Roosevelts Frischhaltebox aufbewahrt hatte, war ebenso verschwunden wie seine Fotosammlung. Vandervort hatte noch nichts Persönliches hereingebracht, nicht einmal ein Foto von seiner verstorbenen Frau; doch sie wusste, dass sein Mitarbeiterstab dieses Versehen rasch korrigieren würde.

Vandervort war ein dünner, asketisch wirkender Mann mit einem äußerst scharfen Verstand, aber wenig Humor. Und die Arbeit stellte seinen Lebensinhalt dar. Der vierundsechzigjährige Witwer galt nun seit vorgestern als die begehrteste Partie der Welt. Zum ersten Mal seit Edith Wilsons Tod, achtzehn Monate nach Woodrow Wilsons Amtsantritt, gab es in den Vereinigten Staaten keine First Lady.

Die Oval-Office-Räume waren vollklimatisiert, die drei Stockwerke hohen Fenster hinter dem Schreibtisch kugelsicher, und sie hatte das Gefühl, gleich ersticken zu müssen. Sie stand beim Kamin und starrte blind auf Rembrandt Peales Porträt von Washington. Die Stimme des neuen Präsidenten drang wie aus weiter Ferne zu ihr: »... möchte nicht unsensibel sein und weiß, was Sie im Moment durchmachen, aber leider bleibt mir keine Wahl. Ich habe nicht vor, noch einmal zu

heiraten, und unter meinen weiblichen Angehörigen ist keine, die auch nur andeutungsweise in der Lage wäre, das Amt einer First Lady auszufüllen. Es käme mir sehr gelegen, wenn Sie weitermachten!«

Ihre Nägel gruben sich in ihre Handflächen, als sie sich zu ihm umwandte. »Unmöglich. Ich kann nicht.« Am liebsten hätte sie ihn angebrüllt, dass sie noch nicht einmal Zeit gehabt hatte, sich seit der Beerdigung umzuziehen; doch Gefühlsausbrüche dieser Art hatte sie sich schon lange vor ihrer Zeit im Weißen Haus abgewöhnt.

Ihr distinguiertes Vater erhob sich von einem der beiden damastbespannten Sofas und nahm seine Prinz-Philip-Haltung ein – Hände hinter dem Rücken gefaltet, mit den Füßen nach hinten wippend. »Selbstverständlich war das ein sehr schwerer Tag für dich, Cornelia. Morgen werden dir die Dinge viel klarer erscheinen.«

*Cornelia!* Jeder, der ihr etwas bedeutete, nannte sie Nealy, bloß ihr Vater nicht. »Ich werde meine Meinung nicht ändern.«

»Aber natürlich wirst du«, widersprach er. »Diese Regierung braucht eine kompetente First Lady. Der Präsident und ich haben das Problem rundum erörtert, und wir beide halten dies für die ideale Lösung.«

Normalerweise war sie eine durchaus selbstbewusste Frau – nur nicht, wenn es um ihren Vater ging, und sie bereitete sich auf einen Kampf vor. »Ideal für wen? Nicht für mich!«

James Litchfield musterte sie auf diese herablassende Art, mit der er die Leute einschüchterte, seit sie denken konnte. Ironischerweise verfügte er jetzt als Parteivorsitzender über mehr Macht als in den acht Jahren seiner Vizepräsidentschaft der Vereinigten Staaten. Als Erster hatte ihr Vater das Potenzial von Dennis Case, dem gut aussehenden, ledigen Gouverneur von Virginia, erkannt. Sein Ruf als Königsmacher fand dann vor vier Jahren seinen Höhepunkt, als er seine Tochter zum Altar führte – als Braut eben jenen Mannes.

»Besser als jeder andere weiß ich, wie traumatisch das Ganze für dich sein muss«, fuhr er fort, »aber du bist nun mal das herausragendste und wichtigste Bindeglied zwischen der Case- und der Vandervort-Administration. Das Land braucht dich.«

»Du meinst wohl eher die Partei, nicht wahr?« Alle wussten, dass es Lester mit seinem fehlenden Charisma schwer haben würde, die nächsten Wahlen im Alleingang zu gewinnen. Er mochte ja ein fähiger Politiker sein, doch besaß er nicht einmal ein Quäntchen von Dennis Case's Starqualitäten.

»Wir denken dabei nicht nur an die Wiederwahl«, log ihr Vater aalglatt, »sondern auch an das amerikanische Volk. Du bist ein wichtiges Symbol für Stabilität und Kontinuität.«

Vandervort meldete sich forsch zu Wort. »Sie behalten natürlich Ihr altes Büro und Ihren bisherigen Mitarbeiterstab. Ich Sorge dafür, dass Sie alles bekommen, was Sie brauchen. Nehmen Sie sich einen Monat Zeit, um sich im Landhaus Ihres Vaters in Nantucket ein wenig zu erholen, und dann kehren Sie allmählich wieder zu Ihren Aufgaben als First Lady zurück. Wir können ja mit dem Empfang für das diplomatische Corps anfangen. Und Mitte Januar sollten Sie sich für den G-8-Gipfel freihalten – auch der Südamerikabesuch ist äußerst wichtig. Aber das wird kein allzu großes Problem für Sie sein, da diese Termine ja ohnehin in Ihrem Kalender stehen.«

An dieser Stelle schien ihm endlich einzufallen, dass sie nur deshalb in ihrem Kalender standen, weil sie sie an der Seite ihres goldblonden, strahlenden Gatten hatte absolvieren wollen. Mit leiserer Stimme fügte er verspätet hinzu: »Natürlich fällt Ihnen momentan das alles sehr schwer, Cornelia, aber der Präsident hätte gewollt, dass Sie weitermachen – außerdem wird Ihnen die Arbeit helfen, besser mit Ihrem Kummer fertig zu werden.«

*Bastard!* Sie hätte ihm dieses Wort von Herzen gern ins Ge-

sicht geschrien; doch war sie als Tochter ihres Vaters von Geburt an dazu erzogen worden, ihre Emotionen nicht zu zeigen – also tat sie es auch nicht. Stattdessen musterte sie ihre beiden Gegenüber mit festem Blick. »Es ist unmöglich. Ich will mein Leben wieder zurückhaben. Das steht mir zu!«

Ihr Vater kam über den ovalen Teppich mit dem Präsidentsiegel auf sie zugeschritten und nahm ihr noch mehr von der kostbaren Luft, die sie zum Atmen brauchte. Sie fühlte sich wie eingekerkert und musste daran denken, dass Bill Clinton das Weiße Haus einmal das Kronjuwel im föderalen Strafvollzugssystem der Vereinigten Staaten genannt hatte.

»Du hast weder Kinder noch einen Beruf«, erinnerte ihr Vater sie. »Du bist kein selbstüchtiger Mensch, Cornelia, und hast gelernt, deine Pflicht zu tun. Wenn du dich ein wenig auf der Insel erholst, geht es dir sicher wieder besser. Das amerikanische Volk zählt auf dich.«

Wie war das nur passiert?, fragte sie sich. Wie war sie zu einer so populären First Lady geworden? Ihr Vater schrieb es dem Umstand zu, dass die Leute sie hatten aufwachsen sehen; aber ihrer Meinung nach war es eher darauf zurückzuführen, dass sie von klein auf gelernt hatte, sich ohne größere Fehlertitte in der Öffentlichkeit zu bewegen.

»Mir fehlt der Zugang zu den Menschen und das Geschick dafür«, schaltete sich nun Vandervort ein mit der brutalen Offenheit, die sie so oft an ihm bewunderte, obwohl sie ihn immer wieder Stimmen kostete. »Sie können das ausgleichen.«

Vage fragte sie sich, was Jacqueline Kennedy wohl gesagt hätte, wenn LBJ mit einem derartigen Vorschlag an sie herangetreten wäre. Aber Lyndon B. Johnson hatte keine Ersatz-First-Lady gebraucht. Er war mit einer der besten verheiratet gewesen.

Nealy hatte ebenfalls geglaubt, einen der Besten an ihrer Seite zu haben, doch es war anders gekommen. »Nein, das kann ich nicht. Ich möchte wieder ein Privatleben haben.«

»Dein Recht auf ein Privatleben ist durch deine Heirat mit Dennis hinfällig geworden.«

Da irrte sich ihr Vater. Sie hatte es schon an dem Tag verloren, als sie als James Litchfields Tochter auf die Welt kam.

Über die siebenjährige Nealy – lange bevor ihr Vater Vizepräsident wurde – hatten die nationalen Zeitungen eine Geschichte gebracht: wie sie ihr Osternest, das auf dem Rasen des Weißen Hauses versteckt gewesen war, einem behinderten Kind schenkte. Nicht jedoch stand in der Zeitung, dass ihr Vater, damals noch Senator, ihr flüsternd befohlen hatte, das Nest herauszurücken, und dass sie hinterher bitterlich geweint hatte über diese angeordnete Nächstenliebe.

Mit zwölf und einer schimmernden Zahnspange im Mund war sie fotografiert worden, wie sie gerade Suppe in einer Washingtoner Obdachlosenküche austeilte. Und die Dreizehnjährige zierte grüne Farbe auf der Nase, weil sie bei der Renovierung eines Altersheims mithalf. Doch ihre Popularität wurde für immer besiegelt, als man sie in Äthiopien fotografierte, wie sie ein verhungertes Baby in ihren Armen hielt, während ihr Tränen der Wut und Verzweiflung über die Wangen liefen. Dieses Bild, das auf dem Cover der *Times* erschien, brachte ihr für alle Zeiten den Ruf als die Verkörperung des menschenfreundlichen Amerikas ein.

Die blassblauen Wände drohten auf sie zu fallen. »Ich habe meinen Mann vor weniger als acht Stunden zu Grabe getragen und will jetzt nicht darüber reden.«

»Selbstverständlich, meine Liebe. Wir können den Rest auch morgen besprechen.«

Am Ende vermochte sie sich sechs Wochen Schonzeit zu erkämpfen, bevor sie wieder ihre Arbeit aufnahm: die Aufgabe, zu der sie von Geburt an erzogen worden war und die Amerika von ihr erwartete. First Lady zu sein.

Im Laufe der nächsten sechseinhalb Monate wurde Nealy so dünn, dass die Zeitungen zu vermuten begannen, sie wäre möglicherweise magersüchtig. Mahlzeiten waren die reinste Tortur für sie. Nachts konnte sie nicht schlafen, und ihre akute Atemnot verschwand nie. Trotzdem diente sie dem Land gut als Lester Vandervorts First Lady ... bis ein kleines Ereignis das fragile Kartenhaus zusammenbrechen ließ.

An einem Nachmittag im Juni stand sie in der Reha einer Kinderstation in Phoenix, Arizona, und sah einem kleinen lockigen, rothaarigen Mädchen, dessen dicke Beinchen in zwei Schienen steckten, bei ihrem Gehversuch auf Krücken zu.

»Guck her!«, rief der pummelige Rotschopf strahlend, stützte sich auf ihre Krücken und schickte sich an, den unglaublich mühsamen Schritt zu tun. Was für ein Mut!

Nealy hatte noch nicht oft Scham verspürt, doch nun wurde sie geradezu davon überwältigt. Dieses Kind hier kämpfte so tapfer darum, sein Leben zurückzubekommen, während Nealy ihr eigenes an sich vorbeigehen ließ.

Sie war weder feige noch unfähig, für sich selbst einzutreten; dennoch hatte sie das alles mitgemacht, weil ihr kein vernünftiger Grund eingefallen war, der ihrem Vater oder dem Präsidenten klar gemacht hätte, warum sie die ihr von Kind an zgedachte Rolle nicht mehr spielen wollte.

Genau in diesem Augenblick traf sie eine Entscheidung. Sie wusste nicht, wie oder wann, aber sie würde sich befreien. Selbst wenn diese Freiheit bloß einen Tag – eine Stunde! – dauern sollte; zumindest würde sie es auf einen Versuch ankommen lassen.

Nealy wusste ganz genau, was sie wollte. Sie wollte einmal wie ein normaler Mensch leben: einkaufen gehen, ohne angestarrt zu werden, mit einem Eis in der Hand durch eine

Kleinstadt bummeln und lächeln, einfach, weil ihr danach zumute war, nicht weil sie musste. Einmal wollte sie sagen können, was sie dachte, einmal einen Fehler machen. Sie wollte sehen, wie die Welt wirklich war, nicht herausgeputzt für einen offiziellen Besuch. Vielleicht würde sie dann ja herausfinden, was sie mit dem Rest ihres Lebens anfangen sollte.

*Nealy Case, was willst du einmal werden, wenn du groß bist?* Als sie noch ganz klein war, hatte sie immer geantwortet: Präsident, aber jetzt hatte sie keine Ahnung mehr.

Aber wie konnte die berühmteste Frau Amerikas auf einmal ein ganz normaler Mensch werden?

Ein Hindernis nach dem anderen durchkreuzte ihren Sinn. Es kam nicht in Frage. Die First Lady konnte nicht einfach verschwinden. Oder doch?

Personenschutz setzte Kooperation voraus, und im Gegensatz zu dem, was die meisten Leute dachten, war es durchaus möglich, dem Secret Service zu entschlüpfen. Bill und Hillary Clinton hatten sich in der Anfangszeit seiner Regierung einmal davongestohlen, waren jedoch unmissverständlich ermahnt worden, dass sie sich diese Art von Freiheit nun nicht mehr leisten konnten. Kennedy trieb den Secret Service mit seinem dauernden Verschwinden in den Wahnsinn. Ja, irgendwie wollte sie ihre Fesseln abwerfen – aber es hätte keinen Sinn, wenn sie sich nicht frei bewegen könnte. Jetzt kam es darauf an, einen Plan auszuhecken.

Einen Monat später war es so weit.

An einem Vormittag im Juli, etwa gegen zehn Uhr, gesellte sich eine ältere Dame zu einer Besuchergruppe, die soeben durch die Räume des Weißen Hauses geführt wurde. Sie hatte weißes, dauergewelltes Haar mit Korkenzieherlökchen, trug ein grün-gelb kariertes Kleid und eine große Plastikta-sche. Ihre knochigen Schultern beugte sie nach vorn, ihre dünnen Stelzen steckten in Stützstrümpfen und ihre Füße in ei-

nem Paar bequemer brauner Schnürschuhe. Durch eine große Brille mit einem Perlmutterrahmen und einer Falschgoldverzierung an den Rändern spähte sie suchend in ihre Begleitbrochüre. Ihre Stirn war aristokratisch, die Nase klassisch, und ihre Augen leuchteten so blau wie der Himmel über Amerika.

Nealy schluckte krampfhaft und widerstand dem Drang, an der Perücke, die sie sich über ein Versandhaus hatte schicken lassen, zu zupfen. Auch das Polyesterkleid, die Schuhe und die Strümpfe waren per Katalog eingetroffen. Sie machte das immer so, weil sie sich damit ein Stückchen Privatsphäre bewahrte. Auch benutzte sie stets den Namen ihrer Stabschefin, Maureen Watts, plus der falschen Mittelinitiale C, sodass Maureen wusste, diese Bestellung stammte von Nealy. Ihre Mitarbeiterin hatte keine Ahnung, was sich in den Paketen befand, die sie kürzlich im Weißen Haus abgegeben hatte.

Nealy blieb bei dem Grüppchen, das nun vom Roten Zimmer in den State Dining Room mit seiner Einrichtung im amerikanischen Empire-Stil weiterrückte. Überall waren Videokameras installiert, die alles aufnahmen, und Nealys Hände fühlten sich feucht und eiskalt an. Sie versuchte, aus dem Porträt von Lincoln Kraft zu schöpfen, das über dem Kamin hing. Darunter prangten die Worte John Adams', die sie schon so oft gelesen hatte: *Möge Gott dieses Haus segnen und alle, die dereinst darin wohnen. Mögen nur ehrenhafte und weise Männer unter seinem Dach regieren.*

Die Führerin der Gruppe stand beim Kamin und beantwortete höflich eine Frage. Nealy war wahrscheinlich die Einzige im Raum, die wusste, dass alle Führer von Besuchergruppen dem Secret Service angehörten. Sie erwartete jeden Moment, dass die Frau sie entdeckte und Alarm schlug, aber die Agentin schaute kaum einmal in ihre Richtung.

Wie viele Secret-Service-Agenten hatte sie im Lauf der Jahre schon erlebt? Sie hatten sie zur Highschool begleitet und danach zum College. Sie waren bei ihrer ersten Verabredung

dabei gewesen und auch beim ersten Rausch ihres Lebens. Ein Secret-Service-Agent hatte ihr das Autofahren beigebracht, und ein anderer war Zeuge ihrer Tränen geworden, als der erste Junge, an dem ihr wirklich etwas lag, ihr eine Abfuhr erteilte. Eine Agentin hatte ihr sogar beim Aussuchen eines Kleids für die Graduationsparty geholfen, als ihre Stiefmutter wegen einer Erkältung unpässlich war.

Die Gruppe machte sich auf den Weg durch einen Quer- gang zum North Portico. Es war schwül und heiß, ein typischer Washingtoner Julitag eben. Nealy blinzelte in die grelle Julisonne und fragte sich, wie lange es wohl noch dauern mochte, bis die Wachen merkten, dass sie keine ältliche Touristin war, sondern die First Lady.

Ihr Herz klopfte schneller. Neben ihr fauchte eine Mutter ihren kleinen Sohn an. Nealy ging weiter, mit jedem Schritt nervöser werdend. In den dunklen Tagen von Watergate hatte sich eine vollkommen verzweifelte Pat Nixon in Kopftuch und Sonnenbrille, mit nur einer Agentin als Begleitung, aus dem Weißen Haus geschlichen, um durch die Straßen von Washington zu bummeln, in Schaufenster zu schauen und von dem Tag zu träumen, an dem alles vorbei war. Aber mit der zunehmenden Wut der Welt waren die Zeiten, in denen First Ladys sich diesen Luxus leisten konnten, untergegangen.

Nach Luft ringend erreichte sie den Ausgang. Der Code- name des Secret Service für das Weiße Haus war *Crown*, Krone, aber er hätte eher *Fortress*, also Festung, lauten sollen. Die meisten Touristen, die am Zaun entlangschlenderten, wussten nicht, dass dort Mikrofone installiert waren und dass die Sicherheitskräfte im Haus alles mithören konnten, was in dieser Bannmeile gesprochen wurde. Und immer wenn der Präsident das Gebäude betrat oder verließ, lag ein SWAT-Team mit Maschinengewehren auf dem Dach bereit. Überall auf dem Grundstück befanden sich versteckte Videokameras, Bewegungsdetektoren, Drucksensoren und Infrarotgeräte.

Wenn es doch bloß einen einfacheren Weg gäbe! Sie hatte überlegt, ob sie nicht eine Pressekonferenz abhalten und verkünden sollte, dass sie sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog – doch dann wäre ihr die Presse auf Schritt und Tritt gefolgt. Das hätte sie vom Regen in die Traufe befördert. Nein, dies war ihre einzige Chance.

Lady Cornelia erreichte die Pennsylvania Avenue. Mit bebender Hand schob sie ihre Begleitbroschüre in die große Plastiktasche, wo sie an einen Umschlag stieß, in dem Tausende von Dollars Bargeld steckten. Starr geradeaus blickend, marschierte sie dann am Lafayette Park vorbei und auf die Metro zu.

Da sah sie, dass ein Polizist auf sie zukam, und ein dicker Tropfen Schweiß rann ihr zwischen den Brüsten abwärts. Wenn er sie nun erkannte? Ihr blieb fast das Herz stehen, als er ihr zunickte und sich danach abwandte. Der gute Mann hatte keine Ahnung, dass er soeben der First Lady der Vereinigten Staaten gegenübergestanden hatte.

Ihr hektischer Atem beruhigte sich ein wenig. Alle Mitglieder der First Family trugen winzige Geräte bei sich, mit deren Hilfe man sie im Falle einer Entführung ausfindig machen konnte. Ihres, so dünn wie eine Kreditkarte, lag unter ihrem Kissen im Schlafzimmer ihres privaten Apartments im vierten Stock des Weißen Hauses. Mit sehr viel Glück blieben ihr vielleicht zwei Stunden, bevor ihr Verschwinden bemerkt würde. Nealy hatte zwar Maureen Watts, ihrer Stabschefin, erklärt, es gehe ihr nicht gut und sie müsse sich für ein paar Stunden hinlegen: Doch sie zweifelte nicht daran, dass Maureen sie wecken würde, wenn es ihrer Meinung nach wichtig war. Dann würden sie den Brief finden, den Nealy hinterlassen hatte, und auch das kleine Gerät unter ihrem Kopfkissen und – ach, du liebe Güte!

Nealy zwang sich, nicht zu rennen, als sie die Metrostation betrat. Sie ging zu einem der Ticketautomaten, von deren

Existenz sie erst erfahren hatte, als sich zwei ihrer Sekretärinnen darüber unterhielten. Einmal musste sie umsteigen, wofür sie den Fahrpreis berechnete. Nachdem sie Geld eingeworfen hatte, drückte sie auf die richtigen Knöpfe und bekam ihr Ticket.

Danach schaffte sie es glücklich durch das Drehkreuz und zur Zugplattform. Mit heftig klopfendem Herzen, den Kopf nervös in ihre Lektüre vergraben, wartete sie auf die U-Bahn, die sie in die Außenbezirke von Washington bringen würde. Wenn sie Rockville erreicht hatte, wollte sie sich ein Taxi nehmen und einen der zahlreichen Gebrauchtwagenhändler an der Route 355 aufsuchen. Hoffentlich fand sie einen Verkäufer, der gierig genug war, einer alten Dame ein Auto zu verkaufen, auch ohne ihren Führerschein zu kontrollieren.

Drei Stunden später saß sie hinterm Steuer eines unauffälligen, vier Jahre alten blauen Chevy Corsica und fuhr auf der Interstate 270 in Richtung Frederick, Maryland. Tatsächlich, sie hatte es geschafft! Sie war raus aus Washington. Für den Wagen hatte sie zwar einen gesalzenen Preis bezahlt; aber das war ihr egal, da niemand ihn mit Cornelia Case in Verbindung bringen würde.

Sie versuchte ihre um das Lenkrad verkrampften Finger zu entspannen, schaffte es aber nicht. Im Weißen Haus schrillten inzwischen sicher die Alarmglocken, und es war Zeit, ihren Anruf zu tätigen. Während sie die nächste Interstate-Ausfahrt nahm, überlegte sie, wann sie zum letzten Mal Autobahn gefahren war. Manchmal steuerte sie selbst, wenn sie auf Nantucket oder in Camp David war – ansonsten jedoch fast nie.

Auf der linken Straßenseite tauchte ein kleiner Supermarkt auf, dort bog sie ab, stieg aus dem Wagen und ging zu der Telefonzelle, die etwas an der Seite stand. Bevor sie den Hörer abnahm, musste sie die Anweisungen sorgfältig lesen, da sie an die Effizienz der White-House-Operators gewöhnt war. Schließlich wählte sie die Nummer des privatesten Anschlus-

ses aller Oval-Office-Anschlüsse, der definitiv nicht abgehört werden konnte.

Nach dem zweiten Klingeln nahm der Präsident persönlich ab. »Ja?«

»Hier ist Nealy.«

»Um Gottes willen, wo sind Sie? Ist alles in Ordnung?«

Die Aufregung in seiner Stimme verriet ihr, dass sie die richtige Entscheidung getroffen hatte. Den Anruf hätte sie nicht länger hinauszögern dürfen. Ihr Brief war offenbar gefunden worden – aber niemand hätte mit Sicherheit sagen können, ob sie ihn nicht unter Druck geschrieben hatte; schließlich wollte sie nicht mehr Staub aufwirbeln als unbedingt nötig.

»Es geht mir gut. Ausgezeichnet. Und der Brief ist echt, Mr. President. Niemand hat mir eine Pistole an den Kopf gehalten.«

»John ist furchtbar in Sorge. Wie konnten Sie ihm das antun?«

Das hatte sie erwartet. Jeder, der zur Familie des Präsidenten gehörte, musste sich einen Codenamen merken, der in einem Entführungsfall zu benutzen war. Wenn sie einen Satz mit dem Namen *John North* darin erwähnte, würde der Präsident wissen, dass man sie gegen ihren Willen festhielt.

»Es hat nichts mit ihm zu tun«, antwortete sie.

»Mit wem?« Er gab ihr eine weitere Chance.

»Man hat mich nicht entführt«, gestand sie.

Endlich schien er zu begreifen, dass sie das alles aus freiem Willen unternahm, und seine Wut war ihm deutlich anzumerken. »In Ihrem Brief steht kompletter Blödsinn! Ihr Vater ist außer sich!«

»Richten Sie ihm bitte nur aus, dass ich ein wenig Zeit für mich selbst brauche. Ich werde gelegentlich anrufen, damit Sie wissen, wie es um mich steht.«

»Das können Sie nicht machen! Sie können nicht einfach verschwinden. Hören Sie mir zu, Cornelia! Sie haben Ver-

pflichtungen und brauchen den Schutz des Secret Service. Sie sind die First Lady.«

Es war zwecklos, mit ihm zu streiten. Seit Monaten sagte sie ihm und ihrem Vater, dass sie eine Pause nötig hatte und einmal weg musste von allem – aber keiner der beiden wollte ihr zuhören. »Maureen soll der Presse sagen, dass ich eine Erkältung habe. Das wird sie für eine Weile beruhigen. In ein paar Tagen rufe ich wieder an.«

»Warten Sie! Das ist gefährlich! Sie brauchen unbedingt Schutz. Sie können unmöglich ...«

»Auf Wiedersehen, Mr. President!«

Damit hängte sie auf und schnitt somit dem mächtigsten Mann der freien Welt das Wort ab.

Auf dem Rückweg zu ihrem Auto musste sie sich zwingen, nicht zu rennen. Das Polyesterkleid klebte ihr am Leib, und ihre Beine unter den heißen Stützstrümpfen fühlten sich an, als gehörten sie ihr nicht mehr. *Tief durchatmen*, befahl sie sich. *Tief durchatmen*. Es gab zu viel zu tun, um jetzt zusammenzubrechen.

Ihre Kopfhaut juckte unerträglich, als sie wieder auf die Schnellstraße hinausfuhr. Wie gerne hätte sie ihre Perücke abgenommen. Aber das musste warten, bis sie ihre Einkäufe erledigt und sich eine neue Tarnung zugelegt hatte.

Es dauerte nicht lange, bis sie den Wal-Mart fand, den sie letzte Woche aus den Gelben Seiten des Internets herausgesucht hatte. Da nur wenige Dinge in ihre Tasche passten, brauchte sie dringend noch eine Grundausrüstung.

Ihr Gesicht war so bekannt, dass sie nicht einmal als Kind unbemerkt hatte einkaufen gehen können; deshalb war sie viel zu nervös, um ihre neue Freiheit richtig schätzen zu können. Rasch erledigte sie ihre Einkäufe, stellte sich an der Kasse an und eilte dann zu ihrem Auto zurück. Nachdem alles sicher im Kofferraum verstaut war, fuhr sie auf den Freeway zurück.

Bei Einbruch der Nacht wollte sie längst in Pennsylvania

sein, und irgendwann im Verlaufe des morgigen Tages würde sie die Autobahn gänzlich verlassen. Dann wollte sie herumfahren und sich das Land ansehen, über das sie so viel und dennoch so wenig wusste. Sie wollte vagabundieren, bis ihr das Geld ausging oder bis man sie wieder einfing. Je nachdem, was eher eintrat.

Das Ausmaß ihres Entschlusses begann ihr allmählich zu dämmern. Niemand, der ihr andauernd über die Schulter blickte. Keine Termine, kein Händeschütteln. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich frei.

### 3

Mat Jorik reckte sich unbehaglich auf seinem Stuhl und stieß dabei mit dem Ellbogen an den Schreibtisch des Anwalts in Harrisburg, Pennsylvania. Er stieß sich öfters irgendwo. Nicht weil Mat etwa ein Trampel wäre, sondern weil seine riesenhafte Gestalt einfach nicht in die Maße dieser Welt passte.

Der Holzstuhl, auf dem er saß, wirkte geradezu zwergenhaft unter seiner gestandenen Zwei-Meter-zwei-Größe und dem Hundert-Kilo-Gewicht. Doch Mat war an Winzstühle gewöhnt und an Waschbecken, die ihm gerade mal bis zu den Knien reichten. Er duckte sich ganz automatisch, wenn er eine Kellertreppe hinunterstieg, und die zweite Klasse im Flugzeug war das, was er persönlich unter Hölle verstand. Und die Rücksitze praktisch aller Automarken konnte er ohnehin vergessen.

»Sie sind auf beiden Geburtsurkunden als Kindsvater aufgeführt, Mr. Jorik. Das heißt, dass Sie für sie verantwortlich sind.«

Der Anwalt war ein humorloser Spießler, der Typ also, den Mat Jorik am allerwenigsten mochte; also streckte er vorüber-



Susan Elizabeth Phillips

**Wer will schon einen Traummann**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-35394-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2001

Vom Leben im goldenen Käfig hat Nealy Litchfield Case die Nase voll. Trickreich gelingt der jungen, schönen Witwe des Präsidenten der Vereinigten Staaten die Flucht in die Anonymität. Mat Jorik, als Witwer mit seinen beiden kleinen Töchtern auf der Fahrt zur Großmutter nach Iowa unterwegs, nimmt die mitleiderregende Anhalterin mit. Und spontan verliebt sich Nealy in die beiden Kinder, ehe sie den unverschämt gut aussehenden Vater genauer unter die Lupe nimmt ...



[Der Titel im Katalog](#)